## Sonnen- und Luftbäder.

Neuerdings treten immer mehr Mediciner für das Sonnen- und Luftbad ein, und immer neue Curanstalten nehmen es in ihren Curplan auf. Gleichwie das Umspülen des Körpers mit Wasser, also das Wasserbad, eine mächtige Wirkung ausübt, ja vermag auch das Aussetzen des unverhüllten Körpers der Sonne und der Luft Heilwirkungen hervorzubringen.

Wer zum ersten Male von einem Sonnenbade hört und nicht weiß, wie die Ausführung desselben erfolgt, wird keine große Neigung verspüren, „in der Sonne zu baden“. Mancher wird es komisch, ja sogar thöricht finden, daß man im heißen Sommer nicht nur nicht nach Kühlung suchen, sondern sogar noch seinen Körper der Sonne aussetzen soll. Warum aber sucht z. B. der Hund im Hochsommer nicht den Schatten auf, sondern wählt sich gerade ein sonniges Plätzchen für seinen Mittagsschlummer? Es ist eben etwas anderes, ob wir bekleidet, ohne genügende Abdunstung, oder entkleidet, mit unbehinderter Ausdünstung von der Sonne beschienen werden.

Die physiologische Einwirkung der Sonne auf den Organismus in dessen gesunden und kranken Tagen ist unbestritten und altbekannt. Wir wissen z. B., daß bekannte, epidemisch auftretende Krankheiten an den Stand der Sonne gebunden sind, daß Rheumatiker an sonnigen Tagen von ihrem schmerzlichen Leiden viel weniger gequält werden, wie bei trübem Himmel. Wie frisch und roth sind die Wangen von Personen, die viel im Freien sich bewegen, im Gegensatz zu denen, die viel in geschlossenen Räumen sich aufhalten müssen? Verbrecher hinter düsteren Kerkermauern bekommen ihr fahles Aussehen weniger durch die Ernährung als durch den Mangel an Licht. Das wachsartige Aussehen der Bergarbeiter ist gleichfalls nur die Folge des langen Aufenthalts in Räumen, die des Sonnenlichtes entbehren. Bekannt ist auch, als ein Beweis der Einwirkung der Sonne auf das Auge, die Thatsache, daß Pferde, die ständig in einem Bergwerke thätig sind, durch die Entziehung des Sonnenlichtes der Blindheit verfallen. Wer weiß nicht, daß sonnendurchschienene Räume viel gesünder sind, als Räume, die der Sonne entbehren, und in der letzten Zeit ist von Autoritäten sogar auch nachgewiesen worden, daß durch lebhaftere Oxydationsprocesse in sonnigen Räumen das Wachsthum und die Fortpflanzung der Bacterien und Bacillen eine verminderte und herabgesetzte ist.

Aber nicht nur der thierische Organismus, sondern auch die Lebensprocesse der Pflanzen werden durch das Sonnenlicht stark beeinflußt. Wir wissen, daß Pflanzen, mit Ausnahme einiger weniger, die des Lichtes nicht bedürfen, in dunklen Räumen weit weniger gedeihen, oft untergehen. Wir wissen, daß das Chlorophyll (Blattgrün) überhaupt nur unter dem Einflusse des Sonnenlichtes ent- und bestehen kann. Ja, es ist sogar für ihre feinste Structur nicht gleichgiltig, von welcher Seite die Sonnenstrahlen auftreten, und es dürfte bekannt sein, daß die Geigenbauer das Holz von der Südseite der betreffenden Bäume vorziehen. Wir wissen ferner, daß sich viele Pflanzen der Sonne zuneigen, daß andere gegen Sonnenuntergang ihre Blüthen und Blätter schließen und erst bei Sonnenaufgang wieder öffnen. Verdanken endlich nicht die Früchte ihre Reife und Süßigkeit nur allein den Strahlen der Sonne?

Zahlreich sind die Einwirkungen der Sonne auf das Zustandekommen chemischer Processe, und mannigfaltig dieselben in Bezug auf ihre Anwendung in der Industrie. Die Veränderungen, welche die Sonnenstrahlen auf das Chlorgas ausüben, sind dem Chemiker wohl bekannt; die Zersetzungen, welche sie bei den Jod- und Bromverbindungen bedingen, bilden das Wesen der heutigen Photographie; weder Chlor und Schwefel vermögen derartig zu bleichen, wie die Sonne. Aber, wie diese auf der einen Seite, wie wir es bei den Pflanzen gesehen haben, Färberdienste versieht, so ruft sie den Ingrimm mancher Hausfrau hervor, wenn der himmelblaue oder purpurrothe Ueberzug ihrer Möbel oder ihre Tapeten erblassen.

Hinsichtlich der physikalischen Eigenschaften des Sonnenlichtes lehrt die Wissenschaft, daß in ihm zweierlei Arten von Strahlen enthalten sind, diejenigen, welche wir in die Farben des Spectrums zerlegen können, die sogenannten physikalischen, und diejenigen, welche jenseits des Spectrums liegen, die chemischen Strahlen. Beim Sonnenbade nun wirkt die Sonne sowohl durch ihre Wärme als auch durch die ihr innewohnende chemische Kraft.

Der Raum für das Sonnenbad stellt in den Curanstalten, die es einführen, einen Pfahlbau aus Brettern vor, der ungefähr ½ Meter über dem Erdboden errichtet ist und dessen Wände zwei Meter hoch aufgeführt sind; um es bildlich auszudrücken, man setzt eine große, mit einer Thür versehene Kiste auf einige Pfähle auf. Der Badende legt sich, so führt Dr. med. Böhm in dem von ihm herausgegebenen „Hygienischen Volkskalender“ für 1890 aus, entkleidet auf eine Matratze und nur sein Gesicht wird durch einen Schirm oder durch eine bankartige Vorrichtung von der directen Einwirkung der Sonne geschützt. Darauf läßt der Badende je fünf Minuten Brust, Rücken, rechte und linke Seite direct von den Sonnenstrahlen treffen. Diese Art von Sonnenbad nennt man das freie Sonnenbad. Erfordert es die Art des Leidens, stärkere Schweißabsonderungen zu erzielen, so wird der Patient noch in eine wollene Decke gehüllt; will man dagegen auch schwächlichen Patienten die Wohlthat des Sonnenbades zu Theil werden lassen, so wendet man das sogenannte Lakensonnenbad an, wobei der Patient in ein in 22 Grad Wasser eingetauchtes, ausgerungenes Tuch eingeschlagen wird, bevor er seinen Körper der Sonne aussetzt.

Einzelnen Patienten legt man, um Kopfschmerzen zu vermeiden, kühlende Compressen um die Stirn. Und mittelbar nach dem Sonnenbade kommt der Patient in ein 26 Grad auf 24 Grad sinkendes Halbbad, in welchem er zum Schlusse desselben mit etwas kühlerem Wasser übergossen wird, um den Körper zur Normaltemperatur zurückzuführen.

Im Anschlusse an das Sonnenbad wird meist das Luftbad genommen, welches so ausgeführt wird, daß der Patient in entkleidetem oder nur wenig bedecktem Zustande direct von der Luft angefächelt wird — ebenfalls in einem erhöhten, nach oben offenen, breiten Zelte. Die Dauer des Luftbades ist abhängig von der Individualität des Patienten und von der Außentemperatur. Je kräftiger die erstere und je milder die letztere, um so länger läßt sich dasselbe ausdehnen. Um den Patienten Zerstreuung und Anregung der Muskelthätigkeit zu verschaffen, verlegt man in das Luftbad einige Turn-Apparate. Die Temperatur, welche im Hochsommer im Sonnenbade erreicht wird, beträgt oft bis zu 40°, wird aber für die Athmung trotzdem nicht hinderlich, weil wir ja den weiten Luftraum über uns haben und durch einige Lücken an zwei gegenüberliegenden Wänden noch überdies für ständige Ventilation gesorgt ist.

Mit Glas überdachte Sonnenbäder sind weniger empfehlenswerth, weil durch das Glasdach die Sonne zwar durch ihre wärmenden aber nicht durch ihre chemischen Strahlen wirken kann.

Es ist selbstverständlich, daß man das Sonnenbad, wie jedem anderen Factor der Naturheilkunde nicht schablonenmäßig anwenden darf, denn oft schwächt es, schadet also mehr als es nützt; oft wird es von Patienten mit zarter Haut gar nicht ertragen.

Die Anwendung der Sonnenbäder soll vor Allem in Betracht zu ziehen sein bei Gicht, Rheumatismus, Neuralgien (Nervenschmerzen), Oedemen (wassersüchtige Anschwellungen) und bei einer großen Anzahl von constitutionellen Leiden, Bleichsucht und Zuckerkrankheit, Scrophulosis der Kinder, und soll oft überraschende Erfolge liefern.

## „Berühmtes Staatsmuster“.

Es ist ein „berühmtes Staatsmuster“, nach welchem die Schneider in St. Petersburg ihre allzu säumigen Kunden zur Bezahlung ihrer Rechnungen zu zwingen suchen. Das „schwarze Brett“, auf dem die Namen der schlechten Zahler urbi et orbi mitgetheilt werden, erinnert nämlich sehr an das Verfahren einer hohen eidgenössischen Steuerverwaltung. Auch diese kennt ähnliche „schwarze Bretter“, auf welche die schlechten Steuerzahler ohne Erbarmen angeschrieben werden. Und wie es in Oesterreich bei gewissen Verurtheilungen lautete: „Verschärft durch zwei Fasttage“, so lautet die strenge Formel des eidgenössischen Steuereinnehmers: „Verschärft durch Verbot des — Wirthshausbesuches.“ Und das ist eine höchst unangenehme Geschichte, wie Jeder zugeben wird. Kein Wirth darf einem der öffentlich „Aufgehängten“ auch nur einen Tropfen verabreichen! Da einen solchen tranklosen Zustand aber selbst der stärkste Schwyzer nicht aushalten kann, so füllt sich des Steueramts Kasse stets zur rechten Zeit. Manchmal führt diese vortreffliche Maßregel aber auch zu gar komischen Scenen.

Da war vor einigen Jahren eines schönen Tages das „schwarze Brett“ in Bern wieder einmal ganz voll geschrieben mit den Namen der so schwerer Buße Verfallenen, und gar manch' guter Name befand sich darunter. Unweit der verhängnißvollen Kundgebung des Steueramtes trafen sich zwei Freunde, altangesessene Berner, von denen der eine, ein in der Schweiz als Artillerist hochgeschätzter Oberst, in Deutschlands Schriftstellerkreisen als Humorist bekannt ist. Nennen wir ihn Freymont. Herr F. kam eben von einer längeren Reise in Südeuropa zurück. Die Begrüßung der beiden Freunde war eine sehr herzliche, und Oberst F. that, was Deutsche in ähnlicher Lage zu thun pflegen, er forderte den lieben Bekannten auf, schnell mit ihm einen Begrüßungsschoppen zu trinken. Gesagt, gethan.

„Bringet Sie ä halbe Rothä!“

Darauf der Wirth: „S'ischt scho racht, Herr Oberscht, aber hänt Sie scho— — Stüri zahlet??“

Verblüfftes Schweigen — und darauf homerisches Gelächter. Die Freunde eilten nach dem schwarzen Brette, und richtig, da fand sich unter den Säumigen der Name Freymonts, und der Waibel hatte, aus gebührender Achtung vor der hohen Stellung eines eidgenössischen Obersten, denselben an erste Stelle gesetzt mit allen Titeln und Würden.

Die Erklärung war einfach: In Abwesenheit des Adressaten hatte der Einnehmer sich an des Obbersten Gemahlin gewandt. Diese, des Landes fremd, hatte des Mannes Anliegen nicht verstanden und den Betrag nicht ausbezahlt. Nun wurde die Sache eidlich beglichen und freudig, mit leichtem Gewissen die Kneipe noch einmal aufgesucht. Der Verabreichung eines halben Rothen stand nun nichts mehr entgegen, und daß es bei einem nicht blieb, ist auf solchen Schrecken begreiflich.

## Brief eines todtgesagten Dichters an eine Tageszeitung.

Geehrte Redaction!

Soeben las ich in Ihrer geschätzten Zeitung meinen Nekrolog, und diese Lectüre würde mir viel Vergnügen gemacht haben, wenn ich nicht hätte annehmen müssen, daß mein hartnäckiges Lebenbleiben Ihnen peinlich sein würde. Ich habe auch schon daran gedacht, um Ihren Nekrolog nicht Lügen zu strafen, mich selbst in das Jenseits zu befördern, aber, abgesehen von den Unannehmlichkeiten eines solchen Selbstmords, wäre es mir doch noch lieb, so lange leben zu bleiben, bis ich einen eben angefangenen Roman beendet habe. Uebrigens können Sie leicht aus der Noth eine Tugend machen, indem Sie meine Wiederbelebung zum Gegenstand eines ferneren Feuilletonartikels benützen. Hierzu würde ich Ihnen gerne einige Notizen geben, aber ich habe keine Zeit, da mich jetzt viele gute Freunde besuchen, um mich zu fragen, wann mein Begräbniß stattfindet. Es grüßt mit vorzüglicher Hochachtung N. N.

— Kasernenstylperle. — Donnerwetter, steht der Kerl wieder da, als ob er Kiebitzeier legen wollte!

## Paul Iwanowitschs Brautfahrt.

Nach dem Russischen von P. St.

„Ich sage Dir, Paul Iwanowitsch, ich halte es nicht länger aus,“ sagte eine steinalte Frau zu einem dreißigjährigen Manne, der, seine Pfeife Kohlblätter rauchend, auf dem gewaltigen Backsteinofen lag. „Wasser und Holz zu holen, Grütze zu stampfen und, wenn es Frühling wird, Deinen gesegneten Acker umzuhacken, vermag ich nicht mehr. In aller Heiligen Namen, Du mußt heirathen!“

Der Sohn rückte ungeduldig auf den Schaffellen umher.

„Wohl, wohl,“ murmelte er vor sich hin, „aber wen soll ich heirathen, Matuschka? Unsere Nachbarn haben keine Töchter.“

Die Greisin wiegte nachdenkend das wirre Haupt.

„O, wäre ich seit drei Jahren nicht beinahe blind,“ sprach sie, „und könnte ich auf meinem lahmen Fuße gehen, längst hätte ich für Dich ein Mädchen gefunden! So nun muß ich's denn wohl der Mutter Gottes übergeben. Die stiftet gerne Ehen. Gelobe der Gebenedeiten eine Kerze, so dick, wie das Handgelenk des Mädchens, das sie Dir zuführen wird, und sie sendet Dir ein Mädchen, stark, arbeitgewohnt. Dann nimm zehn Stück von dem Franzosengold, das der Großvater im Walde fand, und bete drei Stunden lang in dem Blagowetschensky Sabor (Kirche zur Verkündigung Mariä) zu Moskau, so wird uns Beiden geholfen!“

„Ich soll reisen bis Moskau!“ rief der Störrige. „Schon zwei Abende liegt eine Katze auf meinem Bette! Das ist der Finger des heiligen Apostels, der mich warnt.“

„Ja, es ist die Hand des gesegneten Heilverkünders, daß Du nicht träge bleiben sollst wie ein faulender Klotz, sondern spüren wie ein Maulwurf, daß Du die findest, die für Dich und mich arbeitet!“

An unbedingten Gehorsam gegen Eltern, Popen und Beamte gewöhnt, gehorchte der Bauer. Er ging in den Stall zu seinen Pferden, denen er plaudernd von der Reise und ihrem Zwecke erzählte.

„Ach, meine glatten Schätzchen“, seufzte er, „wir sollen fort, weit fort, durch den weiten Schnee! Ich soll eine Frau holen, die mich mit ihrem Gekeife plagt, wenn ich den lieben Schnaps trinke, bis ich sie schlage, und dann schreit sie, bis ich vor Aerger ganz betrunken bin und auch zu füttern vergesse, aber die Matuschka besiehlt, und der Heilige will's haben, also meine Liebchen, morgen stupai, stupai!“

Am andern Morgen wurden die drei Pferde vor den derben, ganz aus Holz gefertigten Schlitten gespannt, hell klangen die Glocken im Bügel über dem Halse des Mittelpferdes —, und fort ging's über das Schneefeld. Die Marderkappe ins Genick gezogen, die Füße mit wollenen Lappen umwickelt, stand Paul Iwanowitsch in der Troika und freute sich über das Feuer seiner Lieblinge.

Schon längst hatte die Sonne sich gegen West geneigt, und stets noch brauste das unermüdliche Dreigespann mit unverminderter Schnelle dahin. Jetzt aber schien es seinem Lenker für heute genug, und in der schmutzigen Schänke des nächsten Dorfes wurde Halt gemacht. Paul Iwanowitsch handelte mit den Juden um Schnaps, Hafer und Zwiebeln, und legte sich dann im Stalle zwischen den Pferden nieder.

Gegen Mittag des nächsten Tages tauchten die leuchtenden Kuppeln des Kremls vor dem Reisenden auf, und schon freute er sich am Ziele zu sein, als ihm ein Reiterzug begegnete.

„Steh, Bauer, steh,“ rief ihm der Führer, der eine Beamtenuniform trug und vor sich auf dem Sattel eine Dame hielt, entgegen. „Diese Dame kann das Reiten nicht vertragen: Du sollst die Ehre haben, sie zu fahren.“

Der arme Paul wollte gegen diese Ehre protestiren, aber ein paar Hiebe mit der wuchtigen, bleihaltigen Lederpeitsche endeten seinen Protest.

Erst am Abend des Tages wurde er, nachdem er achtzig Werst zurückgelegt, in Gnaden entlassen. Sein Fuhrlohn bestand in einem Stof Branntwein und noch einigen Hieben für die anfängliche Weigerung.

Endlich war das heilige Moskau erreicht, als gerade die Nacht dunkelte. Der Wallfahrer war am Ziele. Vergnügt neigte er sich vor dem Heiligenbilde in der Ecke der Schankstube, bekreuzte sich sieben Mal und dankte Gott dem Vater, dem Gemarterten und dem Vogel (so nennt das russische Landvolk die Dreieinigkeit) für gnädige Hilfe bis hierher. Darauf ergötzte er sich an Kohlsuppe und reichlichen Massen Wödka und schlief den tiefen Schlaf des Gerechten.

Am nächsten Morgen, nachdem er sich mit Salzfisch und Zwiebeln restaurirt, wandelte er den hundert glänzenden Kuppeln des Kreml zu, denn unter ihnen sollte sich die fünf der Kirche Maaiä Verkündigung befinden.

Endlich hatte er sein Ziel gefunden und stieg die Stufen hinan. Hier unter dem Schutze des Vordachts stieß er auf einen langbärtigen Popen, der den mit demüthiger Kniebeugung Nahenden neugierig betrachtete.

„Zu wem möchtest Du, Brüderchen?“ fragte er.

„Zur heiligen, gesegneten Mutter Gottes vom Dom. Ich habe gelobt, drei Stunden vor ihr zu beten.“

„Was bringst Du der heiligen Mutter!“

„Eine armesdicke Kerze, wenn sie mich erhört, Batuschka, und wenn sie brav ist, fleißig arbeitet, und mir nicht meinen Branntwein austrinkt — nämlich meine Zukünftige — noch zehn Stück Franzosengeld.“

Der Mönch neigte lauernd den Kopf. Dann sagte er kühl:

„Heut und Morgen kannst Du die Gebenedeite nicht sehen. Der Großfürst Thronfolger ist hier, um zu ihr zu beten. Nur solche Christen, die im Kloster gute Freunde haben, läßt die Gebenedeiete sogleich vor.“

„Batuschka, sage mir, wie ich des Klosters Freund werde?“

Der Mönch zupfte lange an seinem Bart.

„Hast Du zehn Stücke Franzosengeld hier?“

„Ich habe sie hier, doch ich habe sie ja der Heiligen gelobt.“

„Du wirst zu Hause mehr haben, und wenn die Frau, die Dir die Heilige zuführt, nichts taugt, brauchst Du ihr auch nicht das Gold zu geben. Wenn Du mir aber die zehn Goldstücke giebst, will ich sagen, daß die Heilige Dich heute nicht verläßt.

Endlich wurde man auf fünf Stücke handelseins, und Paul Iwanowitsch lag seine drei Stunden vor dem edelsteingeschmücktem Bilde auf den Knieen.

Schließlich wurde ihm das Knieen doch zu schwer, auch hörte er eine Thür sich öffnen, und die Neugier trieb ihn, sich nach dem Eintretenden umzusehen.

Es war ein großer alter Mann mit einem Stern auf der Brust, am Arme eine schöne Dame, und hinter dieser eine ganze Schaar Herren und lieblichen Frauen.

Eine der letzteren, eine starkgebaute Dame schien unserem Paul besonders zu gefallen.

„Halt“, dachte er, die ist stark und wird gut arbeiten. Das ist sie, die mir die Gebenedeiete schickt.“

Und er eilte auf die Frau zu und wollte sie küssen; die aber wandte sich unwillig von ihm ab, und im Nu fühlte sich Paul Iwanowitsch von den starken Armen mehrerer Polizisten ergriffen. Er wurde hinausgeführt, die noch übrigen Goldstücke, sowie seine drei Pferde behielt man „für die Kosten des Verfahrens“ ein.

Zu Fuße, ohne Geld und Pferde, auch ohne Frau mußte der Bauer den Heimweg antreten.

Die versprochene Kerze, sowie das Gold hat die Mutter Gottes vom Don natürlich nicht erhalten; sie hat dieselben ja auch nicht verdient.

## Goethe gegen das Hutabnehmen.

Anläßlich der in einigen Städten immer mehr platzgreifenden Reform des Grußes ohne Hutabnehmen, erinnert ein Goethekundiger an einige weniger bekannte Verse Goethes, welche denselben Gegenstand behandeln. Diese lauten:

Ehret die Frauen, begrüßt sie mit Neigen,
Begrüßt sie mit freudigem, sittigem Beugen
Des bedeckten männlichen Haupt's!
Glaubt's dem Erfahrenen: Jede erlaubt's!
Wollt ihr trotz hypokratischen Schelten,
Denn mit Gewalt das Genie euch erkälten?
Lasset die Hüte, die stattlichen Mützen
Fest auf den Locken, auf Glatzen fest sitzen!
Grüßet mit Worten, grüßt mit der Hand,
Ehret die Sitte, schont den Verstand!

Dazu erhält die Wiener „N. F. Pr.“ folgende Zuschrift: „Die „Neue Freie Presse“ hat im Abendblatte unlängst unter dem Schlagworte „Goethe gegen das Hutabnehmen“ Verse desselben citirt; im heutigen Abendblatte aber wird bestritten, daß dieselben von Goethe herrühren und der Einsender beruft sich dabei auf Loeper. Mir sind sie seit langen Jahren wohlbekannt, und zwar aus einer Beilage der Karlsbader Kurliste von 1807. Mein verstorbener Vater besaß sämmtliche gedruckten Karlsbader Kurlisten von 1803 angefangen. Alter und vielfache Umsiedelung haben sie stark zerstört und manches Blatt verweht. Auf einem Einlageblatt der Kurliste von 1807 fand ich das fragliche Gedicht — ohne Unterschrift — darunter mit Bleistift geschrieben: „Dieses Gedicht machte der Her. v. Goethe, um der Badegesellschaft das Hutabziehen beim Grüßen am Brunnen abzugewöhnen, weil sein Freund, der Herr Med. Dr. Knapp aus Leipzig und unser Dr. Mitterbacher das Hutabziehen für schädlich hielten.“ Ob dieses Blatt zur Kurliste von 1807 gehörte oder nur von dem ursprünglichen Eigenthümer derselben dort hineingelegt war, konnte ich nicht erforschen, denn es trägt keine Jahreszahl. Wohl aber war 1807 Knapp gleichzeitig mit Goethe in Karlsbad, und Beide waren Leipziger Jugendfreunde. Goethe muß jedenfalls als Verfasser gegolten haben, sonst hätte wohl der ursprüngliche Besitzer dieser Listen — der Eigenthümer des Café „Elephant“ — nicht des Dichters Namen eitel genannt. Uebrigens hat Goethe während seiner zwölfmaligen Anwesenheit in Karlsbad nicht wenige Gelegenheitsverse ohne seinen Namen veröffentlicht. Ich bemerke noch, daß dieses Gedicht im Jahre 1841 — in diesem fanden die Debatten über die Begrüßungsform statt — vielfach als aus Karlsbad stammend citirt wurde.

### Gedankenspäne.

Manche Menschen sind wie Nesseln: Berührt man sie leise, so brennen sie; doch faßt man sie derb an, so sind sie machtlos.

* * *

Wer sich ewig vor dir bückt, den beobachte genau; vielleicht sucht er nur Sand für deine Augen.

* * *

Es gibt nichts ungewisseres, als ein gewisses Alter bei den Frauen.

* * *

Wer den Argwohn liebt, haßt die Ueberzeugung.

* * *

Mancher Mann wird durch seine Feinde berühmt.

* * *

Das Alter treibt mit den Haaren sein Spiel, wie der Herbst mit den Blättern.

* * *

Es gibt Leute, die man bei der ersten Begegnung für dumm hält, die aber bei näherer Bekanntschaft unzweifelhaft — dumm sind.

— Die Oekonomische. Klavierlehrer: Ich kann gar nicht begreifen, warum Sie alle Piecen in so rasend schnellem Tempo spielen? — Schülerin: Damit bei dem theuern Stundengeld recht viele Stücke auf die Stunde kommen.

— Noch nicht soweit. Nun, Fritzchen, habt ihr denn schon Rechenstunde in der Schule? — Ja, Tante. — Nun, dann sag' mir mal, wieviel ist denn eins und eins? — Ja, Tante, so schwere Geschichten rechnen wir noch nicht.

## Kritische Reisebriefe.

### Hannover.

(Berl. Tagbl.)

Wenn Leipzig von einem berühmten Manne einst „ein klein Paris“ genannt wurde, so darf ein unberühmter heute die Stadt Hannover gut und gern Klein-Berlin nennen. Nicht etwa deshalb, weil in Hannover Civil- und Militär-Größen desselben Namens an der Spitze stehen wie in Berlin — Regierungspräsident ist Graf Wilhelm Bismarck, der Sohn seines Vaters, und Stadtcommandant Graf Waldersee, der Bruder seines Bruders — sondern weil Hannover im Kleinen ebenso augenfällig und machtvoll hochstrebt, wie die deutsche Reichshauptstadt.

Den Ankömmling umfängt das Bild einer Großstadt mit all' ihren Requisiten: zunächst eine imponirende Bahnhofsanlage mit einem klassischen Empfangsgebäude, eine Verbindung des Formschönen mit dem Praktischen. Und tritt man in's Freie und übersieht den Ernst August-Platz und die angrenzenden Straßen; Alles groß angelegt und einheitlich durchgeführt, echt großstädtisch. Prächtige Monumente, kuppelgekrönte Paläste, ein Rondel von großen Hotels und Vergnügungs-Etablissements, Schmuckanlagen, Pferdebahnen, Omnibusse, Asphalt, elektrisches Licht, Boulevards, Wiener Cafés, Bazar an Bazar und Schauladen an Schauladen — und als Staffage voll fluthendes Leben, emsige Geschäftsleute und pflastertretende Flaneurs, Lastwagen und Equipagen, Handfuhrwerke und Droschken. Ein Kommen und Gehen, ein Hasten und Schaffen, ein Leben und Streben.

Das ist die werdende Großstadt.

Hannover, schon als Residenz der Könige eine hübsche und strebsame Stadt, hat seit der Neuordnung der Dinge im Jahre 1866 einen unleugbaren, auch von den unversöhnlichen Elementen zugegebenen Aufschwung genommen, derart, daß es heute nach Berlin wohl die schönste preußische Stadt ist und selbst mit dem altberühmten Frankfurt am Main zu concurriren vermag. Die Hauptstadt der preußischen Provinz Hannover zählt jetzt 156,000 und mit der Fabriks-Vorstadt Linden, deren Incorporation nur noch eine Frage von Monaten sein kann, über 180,000 Einwohner. Die Hannoveraner brennen nun freilich nicht sehr auf die Einverleibung der annoch selbstständigen, nur von Fabrikbevölkerung bewohnten Stadt Linden; aber sie werden in den sauren Apfel beißen müssen. Schon rein räumlich betrachtet, ist bereits ein völliges Verwachsen beider Städte eingetreten; kein unterscheidendes Merkmal markirt die Grenze, und der Verkehr greift derart in einander, daß zwei Verbindungswege, zwei Brücken über das breite Flußbett der Ihme bereits im Bau sind. Nach deren Fertigstellung wird es wohl mit der Einverleibung Lindens Ernst werden.

Mag dann Hannover immerhin den Character der Industrie- und Großhandelsstadt noch schärfer zum Ausdruck bringen, als es heute schon der Fall ist, — nach den Erfahrungen des letzten Jahrzehnts wird diese voraussichtlich sich verschärfende industrielle Prägung dem ganzen Gemeinwesen doch noch von Nutzen sein. Die Maschinenfabriken, die mechanischen Webereien, die großen Gießereien von Linden — ich nenne nur die Namen Egestorff, Körting, Garvens und das allbekannte Product „Lindener Sammet“ — haben Weltruf, und die geistige Regsamkeit Hannovers auf allen Gebieten, sowie eine gewisse Vornehmheit der Lebenshaltung werden zu verhindern wissen, daß die Stadt je zu einer Fabrikstadt im unangenehmen Sinne degradirt werde.

Das neue Hannover, nach einem kühn entworfenen und geschickt durchgeführten Plane dem Hannover aus der Königszeit angefügt, giebt sich reich und vornehm. Es hat auch baulichen Character, architectonische Eigenart. Man spürt die technische Hochschule und ihren Einfluß. In den Kreisen der Kunstbeflissenen und Kunstkenner ist ja die Hannover'sche Architektenschule sehr wohl bekannt. Seit Jahren schon hat sie den Kampf mit der Renaissance aufgenommen und mit wechselndem Glück durchgeführt. Hier natürlich, in Hannover blieb sie Siegerin. Ebenso schwierig wie den in Rede stehenden Baustil mit einem Schlagwort zu characterisiren, ebenso schwierig ist ein Urtheil über seinen ästhetischen Werth. Schließlich bleibt uns Laien doch nur übrig, zu sagen, das gefällt mir und jenes gefällt mir nicht. Es handelt sich um den sogenannten „Rohbau“, d. h. eine ungeschminkte Vorführung und konstruktive Durchbildung des Baumaterials (Rohziegel) neben bevorzugter Verwendung mittelalterlicher, besonders gothischer Architekturformen

Nun ganz offen, mir gefällt diese Architektur nur dann, wenn durch hellere Gesteinarten und bunte Glasirungen Leben und Farbe ins Ganze gebracht wird; sonst ist sie mir zu düster und zu monoton, und von diesem Eindruck kann ich mich in gewissen neuen Straßen Hannovers, trotz des stilvollen und wohlhabenden Gesammtbildes, nicht befreien. Wo aber das Bunte oder Helle vorherrscht oder andere Formen wohlthätig abwechselnd dazwischentreten, was ja vielfach der Fall, kann man sich der architektonischen Straßenbilder lebhaft erfreuen.

Die characteristischen Bauten Hannovers sind aber nicht etwa blos neueren Ursprungs; auch die Altstadt mit ihren alten Handels- und Patrizierhäusern weist Bauten von hohem architektonischen Werthe auf. Alt- und Neuhannover sind baulich und stilistisch glücklich verbunden, und wenn erst der große Straßendurchbruch in der Verlängerung der Bahnhofstraße ganz durchgeführt ist, wird ein Gesammtbild von hohem Reiz und Werth sich darbieten.

Hannover marschirt vorwärts, rasch und doch zielbewußt vorwärts.

Der verflossene königliche Hof mit all seinem Prunk hat in langen Jahren nicht halb so viel strebsames Leben und rasche Aufwärtsbewegung zu erzeugen vermocht, wie die jüngsten zwei Jahrzehnte unter preußischem Regime.

Da sind wir ja glücklich beim politischen Hannover angelangt, bei der Zweitheilung seiner Bevölkerung in Preußisch-Gesinnte und in Welfen. Nun, gottlob, die Sache ist heute nicht mehr gar so schlimm; die Unversöhnlichen sterben allmälig aus, und der welfische Nachwuchs läßt mit sich reden. Die Thatsachen, der wachsende Wohlstand, die zunehmende Verschönerung der Stadt sprechen überdies eindringlich genug auch zu den minder Wohlgesinnten. Zahlenmäßig haben die Preußen jetzt auf allen Gebieten die Oberhand, seit einiger Zeit auch in der Stadtverwaltung, die ja eigentlich mit der Politik nichts zu thun haben wollte.

Wenn man sich über die immer noch ganz beträchtliche Zahl der Welfen in der Stadt Hannover wundert — und ich machte einem in die Verhältnisse Eingeweihten gegenüber aus meiner Verwunderung kein Hehl —, so wird Einem da Allerlei zu bedenken gegeben und kommen allerhand Exemplare von Welfen zum Vorschein.

Da ist der Welfe aus Ueberzeugung und altangestammter Anhänglichkeit an sein depossedirtes Herrscherhaus; da ist der Welfe aus Trotz; der Welfe aus Unzufriedenheit; da ist endlich der Welfe aus Eigennutz, oder, wenn man lieber will, aus Dankbarkeit. Hannovers letzter König war sicher nicht volksthümlich, und sein autokratisches Regiment hatte zahllose Gegner. Aber wer es verstand, den blinden Monarchen zu fassen, der erhielt nicht selten Gelegenheit, ihn edelmüthig und freigebig zu nennen. Die Großen, die im Kronrathe saßen, waren nicht immer die Einflußreichsten, und eine Menge kleiner Leute, die durch des Königs bekannten Intimus, seinen Barbier, sich Geschenke, Aemtchen und Titelchen zu verschaffen verstanden, sind heute noch mitsammt ihren Kindern und Enkeln Stockwelfen.

Und dann all Diejenigen, die vom Hofe mittelbar oder unmittelbar lebten. Ein enragirter Welfe, einer der Unversöhnlichsten, hat früher die vom König zahlreich verliehenen Orden geliefert; ein Anderer war der Schließer der königlichen Loge und als solcher oft reich bedacht worden; ein Dritter hatte die Uniformstickereien für das diplomatische Korps als eine Art von Monopol: — da ist es doch menschlich wohl erklärlich, daß all diese Herrschaften mitsammt ihrem Nachwuchs der alten Königszeit gar manche Welfenthräne nachweinen.

Vom welfischen Adel ist in der Hauptstadt nicht viel mehr zu spüren; die gelbweißen Grafen und Barone sitzen grollend und brütend auf ihren werthen Stammschlössern und kommen nur manchmal inkognito und vergnügungshalber nach der preußischen Provinzialhauptstadt. Hin und wieder sieht man eine Hünengestalt aus der verflossenen Garde du Corps des letzten Königs auftauchen — an der Table d'hôte des ehemaligen Fürstenhotels, Hotel Royal, heute noch das erste Hotel der Stadt und mit der Neuzeit wohl zufrieden, oder in einer alten Weinstube. Ein ehemaliger Generaladjutant des Königs Georg, ein Ostfriese von unmenschlicher Höhe, hat sich sogar so weit modernisirt, daß er im Münchener Hofbräu-Ausschank des Hotel Continental kneipt. Im Allgemeinen aber meidet der vornehme Welfe aus der Königszeit das sündhaft preußische Hannover.

Einer nur, der alte, berühmte Parlamentwelfe Windthorst, hat die Stadt zu seinem Wohnsitz erkoren. Ich ließ mir den Straßenzug beschreiben, in dem Windthorst wohnt, und dann pilgerte ich hinaus nach dem Schäferdamm. Ich wußte die Nummer nicht, aber ich fand das Haus alsbald heraus. Da mußte Windthorst wohnen, in diesem kleinen, alterthümlichen, parkumschlossenen Haus. Alles alt, aber Alles fein säuberlich. Ich ging den Kiesweg des Vorgartens entlang bis zur Hausthür, bis zur Klingel; keine neumodische elektrische, sondern ein Drathzug, und als Griff ein Porzellankreuz, auf dem des Inwohners Name steht. Die Parterrefenster hübsch bauchig vergittert; der Balkon oben von Schmiedeeisen; die Fensterläden — gelb mit weißer Füllung. O du althannöversches Herz!

Und dann ging ich ums Herrenhaus herum, links am Verwalters- und Dienerschafshäuschen vorüber; dort hinten steht ein Brunnen; kein neumodischer natürlich, sondern ein alter mit schweren Pumpschwengel; und der Holzmantel des Brunnens ist ganz frisch gestrichen, natürlich gelb mit weißen Strichen. Und hinterm Haus an einem uralten Baum lehnt ein Kehrbesen, mit dem die Gartenwege gesäubert werden, und der gelbweiße Stiel dieses Besens ruft mir das Heine'sche Wort zu:

„Sein Herz, sein Herz blieb wölfisch!“

Der gelbweiße Besenstiel hat mir viel Freude gemacht; wenn König Georg den noch erlebt hätte!

Weil ich gerade im Welfenthum drinnen war, machte ich auch gleich die kleine Spazierfahrt nach Herrenhausen, dem bekannten Landsitz der verflossenen Herrscherfamilie.

Außer dem Palmenhause, dem Mausoleum und den vielgerühmten „weißgeborenen Pferden“ ist hier nicht viel zu sehen. Die königlichen Gemächer, die bekanntlich die Herrscherfamilie bis unmittelbar vor ihrer Flucht bewohnte, sind genau in demselben Zustande geblieben; kein profaner Fuß hat sie seitdem betreten; die Fensterläden sind geschlossen. Todtenstille ringsum. Ob Schloß und Gärten immer noch auf Wiedererweckung der alten Königsherrlichkeit harren?

Bei den „weißgeborenen“ Pferden ist das entschieden nicht mehr der Fall; die gehen durch Inzucht entartet, allmälig ein oder, wie der hannoveranische Wärter mir sagte: „Der Stamm weißer Pferde stirbt aus“. Schade darum, sind herrliche Thiere und man kann sich vorstellen, welch einen Eindruck so eine königliche Spazierfahrt mit diesen milchweißen Arabern, goldgeschirrt und mit Purpurschabracken, zu acht vor einem goldstrotzenden Galawagen gespannt, auf die prunkliebenden Royalisten alten Schlages machte! Und hintendrein fuhr die Königin mit ihren acht „Isabellen“, acht Falben in ebenso reicher Geschirrung — ja, das waren andere Zeiten! Und Gesandte gab es und Legationsräthe, Hofmarschälle und vergoldete Lakaien — und heute? Heute gibts nur noch fünf weißgeborene Schimmel und vier Isabellen, und die fressen aus der Krippe des Reptilienfonds, so lange sie es eben noch aushalten; der Reptilienfond, die bekannten sechszehn Millionen Thaler, hält jedenfalls länger vor

Aus ihm werden auch die Gewächse des Herrenhäuser Palmenhauses gespeist, das als Riesenbau aus Glas und Eisen aus dem einsamen Garten hervorragt. Mit dem Inhalt dieses Palmenhauses, das eine unvergleichliche Fülle der herrlichsten Exemplare aller Palmen und verwandten Pflanzenarten aus südlichen Zonen enthält, könnte man sämmtliche Palmenhäuser Deutschlands auffrischen; da finden sich Exemplare von 75 Fuß Höhe und die Alles überragende „Livingstona“, das größte Exemplar aller europäischen Palmensammlungen, macht einen geradezu überwältigenden Eindruck. Dazu die absolute Stille und Menschenleere in diesem Dornröschenschloß und in seiner ganzen Umgebung — man kann sich in die Urwälder ferner Zonen versetzt wähnen.

## Ein Duell.

Ueber das Duell, welches an der belgischen Grenze zwischen dem antisemitischen Agitator Marquis de Mores und dem Abgeordneten Camille Dreyfus stattfand, liegen aus Paris folgende Details vor; Die Ursache des Duells war ein Artikel Dreyfus gegen den Marquis, welcher sich durch dessen Inhalt für beleidigt erachtete. Er schickte als Zeugen die Herren Feuillant und den Grafen Dion, während Dreyfus als Zeugen den gewesenen Minister Abgeordneten Lockroy und den Abgeordneten Pichon bestellte. Sechs Kugeln sollten auf zwanzig Meter Distanz und auf Commando gewechselt werden. Der Abgeordnete Dreyfus wurde jedoch sogleich nach dem ersten Kugelwechsel am rechten Oberarm verwundet. Die Aerzte konnten die Kugel auf der Stelle aus der Wunde herausnehmen. Der Verwundete befindet sich unter den obwaltenden Umständen wohl. Ueber den Marquis de Mores bringt das Petit Journal folgende Schilderung: Er zählt kaum zweiunddreißig Jahre; sein Name wurde während der letzten Wahlbewegung zum ersten Male genannt. Seine Existenz war sehr bewegt. Marquis Mores ist ein Sohn des Herzogs von Vallombrosa, des Chefs einer adeligen Familie Italiens. Nach der Annexion Savoyens durch die Franzosen heirathete der Herzog eine Französin, Fräulein v. Kars, und wohnte seit Langem in Paris. Der Marquis Mores trat in die Officiersschule St.-Cyr und wurde Unterlieutenant bei den Kürassieren.

Nach Beendigung seiner Dienstpflicht reiste er nach New York, machte daselbst die Bekanntschaft der Tochter des reichen Financiers Hofmann und heirathete dieselbe. Er rief sodann große Unternehmungen in's Leben, ließ sich von seinem Schwiegervater immense Grundstücke cediren, die er urbar machte und betrieb. Seine Unternehmung prosperirte anfangs, obwohl nicht ohne Schwierigkeiten, da die „Cowboys“, welche eifersüchtig wurden auf seine Concurrenz, ihn in häufige Kämpfe verwickelten. Zum Schlusse blieb er Herr des Platzes und schuf ein großes Fleisch-Transportgeschäft, welches nach New York lieferte. Dies führte aber seinen Ruin herbei. Die Mehrzahl der Fleischhauer in New York, behauptet das „Petit Journal“, sind Juden, und sie verbanden sich gegen den Marquis, machten ihm Processe und zwangen ihn endlich, den Fleischhandel aufzugeben. Soll man, fragt das Blatt, in den Streitigkeiten mit den jüdischen Fleischhauern New Yorks den Ursprung des Hasses des Marquis gegen die Juden erblicken? Vielleicht; jedenfalls ist er das eifrigste Mitglied der Antisemiten-Liga. Nachdem seine Unternehmung ruinirt war, ging der Marquis nach Tonking, wo er unter Zustimmung des General-Residenten Richaud eine Eisenbahn gründen wollte, aber Richaud's Nachfolger, der gegenwärtige Minister Constans, bekämpfte dieses Project, und Mores mußte es aufgeben.

In jener Epoche begann der Kampf zwischen dem unternehmenden Edelmanne und Constans. Während der letzten Wahlen machte Marquis Mores, nach Paris zurückgekehrt, für den Boulangisten Susini starke Wahlpropaganda und in Toulouse gegen den Minister Constans. Dann verließ er die politische Agitation, um die antisemitische Campagne zu betreiben. Was Camille Dreyfus betrifft, so war er früher Beamter im Finanzministerium, verließ jedoch diesen Posten, um erst in den Gemeinderath und dann als Abgeordneter in die Kammer zu treten, wo er seit Jahren einen der radicalsten, von kleinen Gewerbsleuten und Arbeitern bewohnten Bezirk von Paris vertritt. Dreyfus ist zugleich Chefredacteur des radicalen Blattes „Nation“, ein guter Redner, der aber selten die Tribüne betritt. Er ist von mittlerer Statur, zur Corpulenz veranlagt, hat einen kahlen Kopf und schwarzen Schnurrbart. Dreyfus hat wiederholt Duelle bestanden. Er ist als guter Fechter und guter Pistolenschütze bekannt. Marquis Mores ist ihm aber jedenfalls sehr überlegen, da er viel an Jagden theilnimmt und mit Waffen vorzüglich umzugehen weiß.

— Bei den Kirgisen, die ihre althergebrachten Sitten fast ungeschmälert erhalten haben, hat Europens übertünchte Höflichkeit doch auch schon ihre Heimstätte gefunden. Der Gouverneur von Orenburg hatte vor einiger Zeit, so erzählt das „Ill. S.-Bl.“, einen Kirgisen-Chan zur Tafel geladen; dem Gast gegenüber saß die hübsche junge Frau eines russischen Offiziers. Der Kirgise wandte kein Auge von ihr, und er konnte sich nicht enthalten auszurufen: „Tausend Schafe würde ich für diese Frau dort geben!“ Alles lachte über diese ungekünstelte Bewunderung. Der Gouverneur, der sich einen Scherz mit dem Steppensohn machen, ihn vielleicht in Verlegenheit bringen wollte, fragte ihn, indem er auf seine eigene Gemahlin deutete: „Wie viel giebst Du aber wohl für diese?“ — „O Herr!“ versetzte der Chan galant, ohne sich zu besinnen, „frage das nicht, so viele Schafe hat Keiner auf der ganzen Welt!“